

Grenzgänger zwischen den Stilen

MUSIK Vor 100 Jahren wurde der Dirigent und Komponist Leonard Bernstein geboren

VON PETER UEHLING

Im Leben des Komponisten und Dirigenten Leonard Bernstein spiegeln sich Glanz und Elend der Musik im 20. Jahrhundert. Vor hundert Jahren in Massachusetts geboren, studierte Bernstein in Harvard Klavier und Komposition, begann dann mit dem Dirigieren, wurde Assistent von Serge Koussevitzky in Boston und 1943 mit einem Schlag bekannt als Einspringer für Bruno Walter beim New York Philharmonic in der Carnegie Hall.

Die Frage nach der wahren US-amerikanischen Musik wurde etwa um 1900 virulent. Charles Ives' Rückgriff auf die Melodien amerikanischer Religionsgemeinschaften und ihre komplexe raumpolyphone Bearbeitung etwa kannte keine europäischen Vorbilder – und stieß in Europa auf größeres Interesse als in den USA.

George Gershwin dagegen gelang mit „Porgy and Bess“ ein Wurf im europäischen Operngenerale, den man als „echt nordamerikanisch“ empfand. Dennoch wurde man das schlechte Gewissen nicht los, dass man sich hier nur eine Handbreit oberhalb der Unterhaltungsmusik bewegte. Die ausgesprochen vielfältige und originelle Musik der zweiten Jahrhunderthälfte von John Cage, Morton Feldman, Steve Reich oder Conlon Nancarrow zeitigte indes keine vergleichbaren Identifikations-Effekte und fand ihr Publikum vor allem in Europa.

Auch Bernstein hatte seinen ganz großen Erfolg: Die „West Side Story“ von 1957 zeigt einen begnadeten Melodiker und Rhythmiker, der souverän die stilistischen Register wechselt und seine Zuhörer direkt anzusprechen weiß. Es war ein Musical – und allzu bald „nur“ ein Musical. Bernstein hatte zwei Symphonien geschrieben, eine dritte mit Chören würde folgen – und sein Meisterwerk sollte ein Musical sein?

Bernstein war ein kommunikatives Genie, er füllte Konzertsäle mit Zwölfjährigen, um ihnen klassische Musik nahezubringen, er erklärte Erwachsenen die Musik des 20. Jahrhunderts – einfach, auf den Punkt gebracht, mit glühender Leidenschaft. Gustav Mahler verdankt seine Popularität vor allem Bernsteins Engagement, das von einem Gefühl von Wahlverwandtschaft genährt wurde. Sein Dirigieren wurde nicht wie das seines Antipoden Karajan von einer klanglichen Vision befeuert, sondern von Mitteilungsdrang. Das

erklärt seine Neigung zum Plakativen wie die unsägliche Textänderung an Beethovens Neunter zur Aufführung im Berliner Konzerthaus nach dem Mauerfall: „Freiheit, schöner Götterfunke“.

Aber es erklärt auch, warum er es beim Dirigieren nicht belassen wollte: 1969 legte er seine Chefposition in New York nieder, um mehr Zeit fürs Komponieren ehrgeiziger musikalischer Werke zu haben. Dass er mit ihnen kein Publikum fand, hat ihn zutiefst irritiert. Die zur Einweihung des Kennedy-Centers 1971 geschriebene „Mass“ ist Bernsteins experimentellste Arbeit; unbekümmert um stilistische Geschlossenheit zieht die Partitur Orchester, Band und Orgel, Jazz, Musical und Zwölftontechnik heran und ergötzt das lateinische Messformular mit freien englischen Texten. Das Ganze ist eine Performance, ein außer Rand und Band geratener Gottesdienst; ein Stück, dessen polyglotte Stilistik ein Spiegel damaliger Emanzipationsbewegungen der Schwarzen, der Frauen und der Jugend ist.

Amerikanische Werte

Konventioneller sind Bernsteins spätere Bühnenwerke. Das Musical „1600 Pennsylvania Avenue“ beschwört im Reflex auf den Watergate-Skandal und Nixons Rücktritt amerikanische Werte – aber nach sieben Vorstellungen setzte der Broadway das Stück ab. „A Quiet Place“ schließlich war als Fortsetzung seiner 1952 erfolgreichen und schwungvollen Kurzoper „Trouble in Tahiti“ gedacht, löste aber mit seiner düsteren Geschichte über eine zerfallende Familie Befremden aus.

Obwohl bis zuletzt auf der Suche nach einem neuen Projekt, rief sich Bernstein in zahllosen Dirigaten und Aufnahmen in Europa und den USA auf. Der schlanke, distinguierte Mann verfiel, rauchte, trank und nahm Tabletten. Bernstein hatte seine Frau und seine drei Kinder nach seinem Coming Out verlassen, kehrte aber bald mit schlechtem Gewissen zurück, pflegte seine Frau in ihrem letzten Lebensjahr und verlor ohne sie seinen lebenspraktischen Halt. Wer ihn in den späten 80ern beim Schleswig-Holstein-Musikfestival als Coach für junge Dirigenten beobachtete, konnte die Zeichen der Verzweiflung in seinem Gesicht nicht übersehen – und war zugleich von seiner verschwenderischen Herzlichkeit für die jungen Menschen zutiefst berührt. Er starb 1990 mit 72 Jahren.



Leonard Bernstein

Foto: dpa



Szene aus „Winterreise“, einem Film mit Josef Bierbichler nach Schuberts Liederzyklus

Foto: Archiv

Auf beschwerlichem Weg

Franz Schuberts „Winterreise“ nach Versen von Wilhelm Müller stellt existenzielle Fragen

VON ROSWITHA HARING

„Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus“ – so beginnt die „Winterreise“ von Franz Schubert, und gleich die ersten Worte geben die Programmatik des gesamten Textes vor: Gefühle der Fremdheit, der Heimatlosigkeit und Einsamkeit werden fast einhalb Stunden von einem Sänger mit Klavierbegleitung vorgetragen. Jedes Wort ist genau zu verstehen, und so erfährt der Hörer die Gründe dieser traurigen Gefühle. Ein Mann wurde von seiner Geliebten verlassen, er hat das Liebste in seinem Leben verloren und kehrt deshalb an den Ort seiner Herkunft zurück. Der Mann geht zu Fuß, er wandert und da er in vorindustrieller Zeit unterwegs ist, der Liederzyklus entstand in der Romantik, zu Beginn des 19. Jahr-

serie

DIE KUNST DES REISENS (7)

hunderts, haben die Wege, Erscheinungen und vor allem das Empfinden in der Natur ein starkes Identifikationspotenzial.

Mondschaten, Irrlichter, ein Brunnen vor einem Tor, das Haus eines Köhlers – Marker dieser vorindustriellen, unmittelbaren Verbindung von Mensch und Natur, deren allmähliche Auflösung von den Romantikern als erste empfunden und beklagt wurde. Mit den 24 Liedern der „Winterreise“ taucht der Hörer tief in existenzielle Gefühle und Erfahrungen ein – allein einen beschwerlichen Weg gehen zu müssen. Sie reißen ihn geradezu aus der Zeit. Nicht aus der Gegenwart, sondern weg von Überflüssigem, von Ablenkung und Zerstreuung, von allem, was den Menschen von der Natur entfremdet. Diese grundsätzliche Erfahrung von Einsamkeit, die allen, auch Glücklichen beschert ist, macht das Einzigartige der „Winterreise“ aus.

Franz Schuberts Komposition hat den Text der „Winterreise“ so populär gemacht, dass man annehmen könnte, er habe die Lieder auch geschrieben. Aber die Gedichte stammen von Wilhelm Müller, einem Zeitgenossen, dessen Name kaum in Erinnerung geblieben ist. Eine Ungerechtigkeit des

kulturellen Gedächtnisses, denn man folgte dem einsamen Wanderer kaum einen Schritt länger auf seinem „unwirtbarem Wege“, wenn die Verse nicht so schön, so überraschend, so treffend wären und Traurigkeit und Verlassenheitsgefühle nicht genussvoll ersehnt und erlebt würden.

Wilhelm Müller hat keine einfachen, aber auch keine komplizierten Verse gedichtet. Er hat gesehen, was Natur macht, wie sie den Menschen umgibt. „Der Reif hat einen weißen Schein mir übers Haar gestreut.“ Der Wanderer ist Teil der Natur, sie ist das Zuhause und zugleich der einzige Gefährte auf seinen einsamen Wegen und seinem heimatlosen Wandern. Eine Krähe begleitet ihn, eine trübe Wolke, das Mondlicht. Aber es ist keine einseitige Beziehung. Mensch und Natur durchdringen sich osmotisch.

Schneefall, Blätterrauschen und die Temperaturen der Jahreszeiten spiegeln nicht nur Niedergeschlagenheit, seelische Müdigkeit oder ehemals Freude wider. Müller macht die Natur zum Handelnden, sie äußert sich zum Glück und Leid des Menschen, nimmt es auf. „Manche Trän’ aus meinen Augen ist gefallen in den Schnee, seine kalten Flocken saugen durstig ein das heiße Weh.“

Mit den Versen von Wilhelm Müller reist man zu der uralten Verbindung des Menschen zur Natur, zu dem, was nicht nur Teil unseres kulturellen, sondern auch unseres körperlichen Gedächtnisses ist. Müllers Handwerk ist die genaue Beobachtung, seine Kunst,

Unsere Sommer-Serie

Ferienzeit ist Reisezeit – deshalb wollen wir uns mit der „Kunst des Reisens“ befassen. In dieser Sommer-Reihe kommt es nicht so sehr darauf an, was in den Koffer gehört und was nicht. Vielmehr wollen wir uns damit beschäftigen, wie in den verschiedenen Künsten das Reisen dargestellt worden ist. Nach Jules Vernes literarischer „Reise in 80 Tagen um die Welt“, einem Gemälde von Pieter Bruegel, „Gullivers Reisen“, „Peterchens Mondfahrt“, der „Odyssee“ und Eichendorffs „Sehnsucht“ geht es heute um Franz Schuberts „Winterreise“. (ksta)

für eine ständig in Bewegung, im Austausch sich befindliche Beziehung einfache, in jedermanns Welt wiedererkennbare Worte gefunden zu haben. „Und auf den weißen Matten (Schnee) such’ ich des Wildes Tritt“.

Schuberts Klaviermusik nimmt die Wege und Empfindungen des Wanderers genau auf. Als folgte man dem Gehenden mal langsam bei jedem einzelnen Schritt, mal kraftvoll und spürte dessen Willen sein Schicksal anzugehen, oder hastete mit ihm hin und her, ganze siebenmal im Wechsel mit einer Pause, weil Hunde bellen, Ketten rasseln. Die „Winterreise“ wird nicht von einem Orchester begleitet, das mit Bläsern, Streichern und Trommelschlägen Empfindungen ins Gigantische treiben kann.

Das Personal der „Winterreise“ ist fast intim, der Zuhörer kann sich gut zu dem Duo aus Sänger und Klavier gesellen und konzentriert den musikalischen Übersetzungen folgen. Dem Fallen gefrorener Tränen, dem Hin- und Herdrehen einer Wetterfahne im Wind, der fiebrigen Suche nach den Schritten der Geliebten.

In meiner Kindheit dachte ich, „Der Lindenbaum“ sei ein Volkslied, da es meine Mutter gelegentlich mit viel zu hoher Stimme und betont elegisch sang. Einsamkeit, Heimatlosigkeit wahrnehmen und wahrhaben zu wollen, gehört nicht zum Repertoire der Adoleszenz. Außerdem musste man beim Singen dieser Lieder auf genaue Aussprache achten. Die Musiklehrerin hatte erklärt, den letzten Buchstaben eines Wortes nicht zu verschlucken, sondern D und T deutlich zu singen, und so betonte die ganze Klasse das T am Ende von „so manches liebe Wort“ als spuckte sie gemeinschaftlich in den Raum. Die Musiklehrerin hatte Humor und schmunzelte zu unserer Übertreibung.

Meine Freude am Kunstlied begann in den 80er Jahren mit dem Bariton Siegfried Lorenz, der an der Komischen Oper in Berlin, am Gewandhaus in Leipzig und zuletzt an der Staatsoper Unter den Linden engagiert war. Ich hörte seine Interpretation der „Kindertotenlieder“ von Gustav Mahler und dann die der „Winterreise“. Seine Einspielung mit dem Pianisten Norman Shetler ist bis heute mein Favorit. Andere Interpretationen

sind mir zu schnell gesungen, zu tief oder affektiert sogar. Die ersten Verse des ersten Liedes, „Gute Nacht“ singe ich oft, im Kopf, in der Straßenbahn, am Schreibtisch. Beginnend mit langsamer Schritt-für-Schritt-Klavierbegleitung packt mich sofort das Dunkle, Traurige, und ich warte sehnsüchtig auf die Worte „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus“.

In eine Alltagssprache übersetzt könnte es heißen, fremd kam ich her und genauso fremd gehe ich wieder fort. In der „Winterreise“ höre ich wohl das Sich-verlassen-Fühlen eines Mannes. Aber sein Liebeskummer ist nur die Membran einer Geschichte, sein Fortgehen, sein Wandern nur eine Metapher für das Umherziehen von Menschen überhaupt.

Menschen verlassen ihre Heimat. Seit Jahrtausenden begeben sie sich an weit entfernte Orte, beginnen dort ein neues Leben, „Der Mai war mir gewogen mit manchem Blumenstrauß“. Sie finden

„Die Natur ist Handelnde, sie äußert sich zu Glück und Leid

eine Gemeinschaft, Gleichgesinnte und Glück mit ihnen, „Das Mädchen sprach von Liebe, die Mutter gar von Eh“. Unzählige aber müssen aus ihrer Heimat fliehen, „Ich kann zu meiner Reisen nicht wählen mit der Zeit.“ Und manche trennen sich nur von ihrem Elternhaus, in der Hoffnung, mit Abstand oder Abbruch sogar Familienbindungen auflösen zu können, „Muss selbst den Weg mir weisen in dieser Dunkelheit“. Jeder, ganz gleich, wie und wo er lebt, kann sich der Frage, ob er sich zu Hause fühlt, ob er gefunden hat, was er suchte, ob er sich für den richtigen Weg entschied, stellen oder ihr ausweichen. Ist innere Leere, Einsamkeit die Antwort, „Es zieht ein Mondschaten als mein Gefährte mit“. Oder prägen Erinnerung, Wehmut das Leben? „Und auf den weißen Matten such’ ich des Wildes Tritt.“

Jedes der folgenden 23 Gedichte variiert diese Fragen und bannt den Hörer im Alleinsein damit. Vielleicht traut sich mancher die Antwort nicht zu. Aber tief im Innern wird es rumoren, weit über die Zeit der „Winterreise“ hinaus.